

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

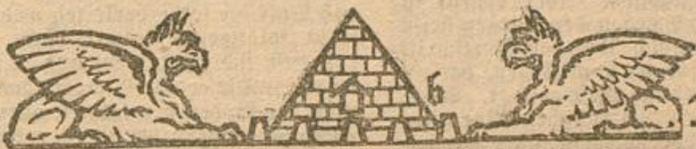
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921**

19.6.1921 (No. 25)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No. 25



19. Juni 1921

Erich Brod / Ein französischer Machtphilosoph.

Eins der ehrwürdigsten Requisiten in der geistigen Rüstammer unserer Feinde gegen uns ist „die brutale Machtphilosophie Nietzsche und Bernhardis“. Weder könne es erträumen, daß ein Volk wie das deutsche einen Philosophen wie Nietzsche hervorbrachte, noch gar, daß das Volk, welches sich an solchen Lehren nährt, zu „Nietz kennt kein Gebot“, abgehauenen Kinderarmen, dem „alten deutschen Gott“, der Reichsgründung, „Deutschland über alles“, dem grenzenlosen Hochmut, allein gegen die ganze Welt Recht haben zu wollen — und überhaupt seinen bekannten Schenklichkeiten gelangt sei. Es ist nicht verwunderlich, daß sich im Gehirn der Entente-Propagandisten die Dinge des Geistes so gradlinig darstellen, wie ihre ungebrochene Zweckgesinnung es braucht. Allein die Ententevölker sind selbst die besten Zeugen gegen diese Weltanschauung. England, Frankreich und Amerika sind in ihrem Volksbewußtsein und auch in beträchtlichen Schichten ihrer Geistigkeit durchaus beherrscht von der flachen Aufklärungssphäre des 18. Jahrhunderts und der billigen Humanitäts- und Fortschrittsphilosophie der vielzweifelnden Plattköpfe jener Zeit, welche sich dabei meistens doch so vorzüglich auf ihren persönlichen Vorteil verstanden. Dies Verhältnis erfüllt sich auch heute bei den westlichen Völkern. Man läßt die linke Hand nicht wissen was die rechte tut, und dies nicht aus Bewußtsein, sondern aus Tüchtigkeit des Instinktes. Einerseits jagt man den Zelen des beschränkten Egoismus nach, mit einer Härte und Brutalität, wie sie bei uns vor dem Kriege wohl unbekannt war, wie sie aber im amerikanischen Wirtschaftsleben, im englischen Ueberseeimperialismus und in französischen Kolonialmethoden schon damals verwirklicht waren. Andererseits reserviert man sich für Feierabend und Sonntag nachmittag ein köstliches Inventar von Menschheits-, Freiheits- und Selbstlosigkeits-Lebensarten, welche, durch keinen Anwendungsversuch in der rauhen Wirklichkeit in ihrem reinen Schwünge getrübt, so recht breit und genußhaft vom Munde rieseln. Bei uns war man eher ehrlich genug, um zu sehen und festzustellen, wie es in der Welt tatsächlich zugeht, welches die Triebfedern der Wirklichkeit sind, und sich auch noch etwa auf Grund dieser Einsichten Ideale, dazu oft recht kindliche, zu bauen. An Machttränschen und Gewaltverherrlichungen hat es bei uns nie gefehlt, wohl aber an Mut und Kraft zu wirklicher Auswirkung solcher, ja auch nur zu verantwortungsbewusster Härte in der Sicherung der eigenen Machtposition in ihrem tief sittlichen Werte — so daß heute das deutsche Reich vor militärischen Absichten der Tschechoslowakei zittern muß. Es bleibt schon dabei, die Menschen machen sich meistens ihr Ideal aus dem zurecht, was sie nicht sind, aber gern sein oder wenigstens scheinen möchten. Es bleibt tief charakteristisch, daß Nietzsche persönlich von zarterer Rücksichtnahme und Max Stirner Mädchenschulprofessor war — daß andererseits Friedrich der Große am Tage des Einbruchs in Schlesien eine Ode auf die Reize des friedlichen Vandlebens dichtete und Napoleons Lieblingsbücher der „Werther“ und „Ähnliche waren. Unter diesem Gesichtspunkte wird es vielleicht

nicht ohne Interesse sein, im folgenden einmal einen französischen Machtphilosophen kennen zu lernen, besonders wenn wir gleich hinzufügen, daß er sein Gift nicht aus dem reinen Busen der Grande Nation bezog, sondern hauptsächlich aus teutonischen Quellen saugte. Der Kundige wird bemerken, daß wir es bei ihm mit einer etwas vergrößernden, wenn auch durchaus nicht unbedeutenden Ausführung der Hegelschen Lehre — und da kommt der Pferdefuß heraus — zu tun haben. Es handelt sich um Victor Cousin, welcher der Philosophie des deutschen Idealismus ihren breiten Einfluß in Frankreich eröffnete, später sich aber, um sich von dem Vorwurf, er internationalisiere die französische Philosophie, zu reinigen, mehr an Descartes orientierte. Lassen wir ihm nun selbst das Wort, indem wir seine ermüdend weitschweifigen und wiederholungsreichen Ausführungen etwas zusammenziehen. Sie finden sich in seiner „Introduction à l'histoire de la philosophie“ Paris 1828, 9. u. 10. leçon.

Die Ideen der verschiedenen Völker sind partikulär und schließen sich aus und sind insofern falsch; aber sie halten sich für absolut und allein wahr, und darum sind sie notwendig feindlich und aggressiv. Wenn der Krieg der gewalttätige Zusammenprall dieser sich ausschließenden Ideen der verschiedenen Völker ist, so muß dabei die schwächere Idee von der stärkeren zerstört, d. h. aufgesogen und assimiliert werden. Die stärkere Idee ist jeweils diejenige, welche mit dem Geiste der betreffenden Epoche am meisten im Zusammenhang steht. Jedes Volk stellt eine Idee dar; das Volk derjenigen Idee, welche mit dem Geiste der Zeit am engsten verknüpft ist, ist in dieser Epoche zur Herrschaft berufen. Wenn die Idee eines Volkes seine Zeit gehabt hat, so verschwindet es; aber es räumt nicht freiwillig seinen Platz, ein anderes Volk muß ihn ihm streitig machen und entreißen. Das ist der Krieg. Niederlage des Volkes, dessen Zeit vorbei ist, Sieg desjenigen, dessen Zeit kommt und das nun zur Herrschaft berufen ist, das ist der sichere Erfolg des Krieges; daher ist er nützlich. Damit soll der Krieg nicht verteidigt werden, die Philosophie verteidigt überhaupt nichts, ebenso wie sie nichts angreift, sie will nur verstehen. Die Wurzeln des Krieges sind unzerstörbar; seine Wirkungen sind wohlthätig; denn wenn es die Ideen sind, welche im Kriege kämpfen, und die siegreiche notwendig die zukunftsreiche ist, so mußte diese siegen, und mußte die andere unterliegen; andernfalls würde die Zivilisation in ihren Fortschritten aufgehalten, und die Menschheit stationär werden. Ein Volk schreitet nur unter der Bedingung des Krieges fort. Nicht ich sage das, sondern die Geschichte sagt es. Der Krieg ist nichts anderes als ein blutiger Austausch von Ideen mit Säbelstich und Kanonenschuß. Eine Schlacht ist nichts anderes als der Kampf von Irrtum und Wahrheit; Wahrheit in dem Sinn, als in einer gegebenen Epoche der geringere Irrtum Wahrheit ist im Vergleich zum größeren. Sieg und Eroberung sind die Ueberwindung der Wahrheit von gestern, welche der Irrtum von heute geworden ist, durch die Wahrheit von heute. Es gibt in

den großen Schlachten keine Ungerechtigkeit und kann es nicht geben, denn es sind nicht Menschen und menschliche Leidenschaften, welche sie ausfechten, sondern die entgegengesetzten Geister und Ideen einer Epoche. Keine große Schlacht gibt es, welche sich zum Schaden der Zivilisation gewandt hätte. Diese kann wohl einmal einen kleinen Misserfolg haben, aber schließlich bleibt Ehre und Gewinn des Kampfes doch ihr. Es wäre widersprüchlich, sollte es anders sein. Jedermann muß zugeben, daß die Zivilisation ohne Unterlaß fortschreitet. Das heißt aber, daß immer die Idee, welche Zukunft hat, den Sieg über diejenige davonträgt, die es nicht mehr hat, deren Kraft aufgebraucht ist — der Geist der Zukunft über denjenigen der Vergangenheit. Der Krieg hat seine Gesetze so gut wie seine Geschichte, deren große Bewegungen und Krisen er darstellt. Die großen Ereignisse der Geschichte sind das Urteil Gottes über die Menschen, die großen Schlachten sind die Verkündigungen dieses Urteils. Siege und Niederlagen sind die Beschlüsse der Zivilisation und Gottes selbst über ein Volk; unterliegt es, so wird es damit als für die Zeit zu leicht befunden, als im Widerspruch mit dem notwendigen Fortschritt — und folglich aus dem Buche des Lebens gestrichen.

Aber der Krieg und Sieg sind nicht nur unvermeidlich, nötig und nützlich, sondern auch gerecht im engsten Sinne des Wortes: der Erfolg ist moralisch. Man sieht in ihm gewöhnlich nur den Triumph der Macht, und fühlt sich durch eine sentimentale Sympathie zum Besiegten hingezogen. Aber besiegt ist immer derjenige, der es sein soll; und gegen den Sieger heißt gegen die Menschheit Partei ergreifen, sich über den Fortschritt der Zivilisation beklagen; — ja sogar den anklagen, der zu siegen verdient, weil er besser und moralischer war. Wäre dem nicht so, so gäbe es einen Widerspruch zwischen Moralität und Zivilisation, welche ja nur zwei verschiedene, aber harmonisierende Seiten derselben Idee sind. Alles ist vollkommen gut in der Welt; das Glück nur der Tugend verliehen, das Unglück nur dem Laster auferlegt, so wie es sein soll. Ich spreche im Großen, ungeachtet der Ausnahmen, wenn es sie gibt. Klugheit und Mut sind Tugenden, und darum verdienstermaßen erfolgreich und obfliegend, Unklugheit und Schwäche sind Laster und darum mit Recht immer unterliegend und bestraft. Man kann sie beklagen, wenn man will, aber nicht ihr Schicksal anklagen. Ein hochgefeintes Volk, welches seine Idee ernst nimmt und für sie unterzugehen bereit ist, und anstatt den Tag des Kampfes in unkluger und schuldhafter Sicherheit zu erwarten, in Voraussicht des Angriffs sich von langer Hand darauf vorbereitet, indem es den kriegerischen Geist in sich unterhält, große militärische Einrichtungen schafft, sich zu einer strengen Disziplin heranbildet und die männlichen und charakterstählenden Beschäftigungen leichtfertigen Genüssen vorzieht — dieses Volk, sage ich, hat, wenn es auf dem Schlachtfelde erscheint, keine Schuld begangen und daher alle Chancen für sich. Sein Feind sei ein unkluges oder lässiges Volk, welches auch seine Idee hat, aber sie nicht genügend beherzigt, um ihr diejenigen Opfer zu bringen, welche ihre Verteidigung oder Ausbreitung erfordern würden; tapfer, aber ohne einen gut unterhaltenen Soldatenstand und kriegerische Gewohnheiten, oder mit einer militärischen Organisation, welche zwar dem Anschein nach stark genug, aber ohne Entschlossenheit und Kraft ist; nun stelle man diese beiden Völker einander gegenüber: ist es nicht klar, daß das erste als das bessere, moralischere, weisere, voraussichtlichere, mutigere den Sieg verdienen und auch davontragen wird?

Die militärische Verfassung eines Volkes ist mit seiner Philosophie sein letztes Wort. Daher sind diese beiden, wie

auch seine Art, Krieg zu führen, hochwichtig für die Geschichte. Man gebe mir die militärische Geschichte eines Volkes, ich mache mich anheischig, darin seine ganze übrige Geschichte wieder zu finden; denn alles hängt von allem ab, und was in Gedanken als Prinzip erscheint, zeigt sich in der Handlung als Wirkung, in der Metaphysik wie im Kriege.

Wenn so ein Volk seine Idee weit genug in sich selbst verwirklicht hat, so muß es sie gewissermaßen durch den Krieg exportieren und die Kunde um die Welt machen lassen. Jedes geschichtliche Volk wird so unvermeidlich zum Erobernden. Jede Zivilisation, die fortschreitet, tut es durch Eroberung. Wenn sich das Volk dann ganz entfaltet hat, der Welt alles, was in ihm war, gezeigt und gegeben, seine Rolle gespielt und seine Bestimmung erfüllt hat, so erschöpft es sich und wird selbst zum Opfer der Eroberung, — seine Zeit ist abgelaufen. An diesem Tage tritt es von der Bühne der Welt ab, und die Geschichte verläßt es, weil es für die Menschheit nutzlos geworden ist. Millionen von Menschen haben im Zentrum Asiens und Afrikas gelebt, geklitten und gehandelt, und die Geschichte erwähnt sie nicht, weil diese Völkerschaften keine Idee ausdrückten und darum keinen Sinn hatten, noch haben konnten, mithin kein Interesse für die Geschichte boten.

Der Geist eines Volkes ist nicht eine tote Substanz, sondern ein Prinzip der Entwicklung und Aktion, eine Kraft, von der das Volk die seine herleitet, welche das Volk bewegt und unterstützt, solange es dauert, dann, wenn seine Entwicklung vollendet ist, sich zurückzieht und es der ersten Eroberung überantwortet. Dieser Geist macht das „Vaterland“ aus. Dieses ist nicht der Boden als solcher, oder diese und jene besondere Einrichtung, sondern der Geist, welcher in allen Bürgern lebt und die Idee, welche ausgedrückt wird von Land, Religion, Sprache, Kunst, Sitten, Gesetzen und Einrichtungen usw., an welchem alle Teil haben.

Der große Mensch hat nur Interesse und Wert, soweit er das Volk und dessen Idee repräsentiert, und das Volk nur, soweit es repräsentiert wird. Der eigentliche Charakter des großen Mannes ist der Erfolg. Wer keinen hat, ist für die Welt ohne Nutzen und geht vorüber, als sei er nicht gewesen. Die großen Männer können Künstler, Gesetzgeber, Philosophen und Propheten sein, aber auch Krieger. Aber dieser ist nur groß und geschichtlich unter der Bedingung großer Erfolge, d. h. großer gewonnener Schlachten, d. h. furchtbarer Verwüstungen. Entweder ist kein Krieger ein großer Mann, oder, ist er es, so muß er in Kampf und Bogen mit allen seinen Taten freigesprochen werden.

Große Erfolge bringen große Macht hervor. Alles Menschliche wird von der Menschheit gemacht, wenn auch nur durch Zulassung. Der Macht, will sagen, einer großen und dauernden, streben, heißt die Menschheit lästern; den Ruhm anklagen, heißt die Menschheit anklagen, welche ihn zuerkennt. Unverdienten Ruhm gibt es nicht, denn Ruhm ist das Urteil der Menschheit über eines ihrer Glieder, und sie hat immer Recht. Ruhm hat nur, wer große Ergebnisse hinterlassen hat. Die großen Ergebnisse, die großen Ergebnisse! Alles andere ist nichts. Um Tatsachen handelt es sich allein, die Absichten, der gute Wille, die Moralität, die schönsten Pläne, welche man gewiß nicht verfehlt hätte, zu einem guten Ende zu bringen, wäre nicht dies oder jenes gewesen, kurz alles, was nicht auf Tatsachen hinausläuft, ist nicht vom geringsten Interesse und für nichts zu erachten.

## Max Dreßler / Zum Gedächtnis Julius Fischers.

Unter den sanften Klängen des „Integer vitae“ versank am Morgen des 10. Juni der Sarg, der die irdischen Reste Julius Fischers barg, und mit tränenersfüllten Blicken nahmen die zahlreich erschienenen Freunde hier den letzten Abschied von ihrem lieben Freunde, den sie nie vergessen, immer vermissen werden. Es waren nur Freunde, die diesen Sarg umstanden; die ernste Feier hatte nichts von leerer konventioneller Formlichkeit; sie war ein Herzensakt voll warmer Innerlichkeit; Anhänglichkeit, Dankbarkeit und Treue hatten die Vielen hierher gezogen.

Diese Anhänglichkeit, diese innige Verehrung so vieler Menschen hat der Mensch Julius Fischer sich verdient durch seine edle vollendete Menschlichkeit. Der stille, bescheidene, lebenswürdige Mann war die Verkörperung der Ideale im Menschen, die wir alle verehren und lieben: der Wahrhaftigkeit, Festigkeit, Zuverlässigkeit, Treue und Güte, des Edelmutts einer reinen Seele, des guten Willens, des einschränkungslos Höchsten, was, nach seines großen Lehrers Kant Wort, überall gesunden werden kann. Es war kein Falsch, nichts Kleines und Niedriges in ihm und man darf auch von ihm die großen Worte

sagen — „und hinter ihm, in weitenoffener Erscheinung lag, was uns alle bündigt, das Gemeine“. Den vornehmen Idealismus hatte er mit Schiller gemein, den von ihm höchst geliebten, edelmütigen Dichter, dessen herrliche Schöpfungen Julius Fischer oft im Freundeskreis durch seinen aus dem Herzen kommenden warmen, begeisterten Vortrag in ihrer ganzen Macht und Tiefe neu belebte.

Dieser Mensch höchster Seelenkultur anfertigte sein Wesen in den edelsten Formen des Umgangs mit Menschen. An ihm war äußerlich wie innerlich alles Echtheit, Gediegenheit, Wahrheit; bei ihm war Kultur vollkommene Natur. Nie und niemand gegenüber vergaß er die edlen feinen Formen, in denen sein hochgebildeter Geist lebte; sie waren dieselben im überall gesehenen öffentlichen Auftreten, im Kreis alter Freunde, im engsten trauten Familienkreis. Er war eine ritterliche Persönlichkeit vom Scheitel bis zur Sohle. Und er war es nicht nur im Kreis Gleichgestellter, sondern allen Menschen, auch den kleinsten, einfachsten, ärmsten gegenüber. In welcher dienenden Gestalt auch ein Mensch sich ihm zeigte, er ehrte immer den Menschen in jedem Menschen und rückwärtsvoll, wohlwollend, mit offener

Freundlichkeit verkehrte er mit Groß und Klein. Seine seltsame Kultur war eben kein für die Doffentlichkeit schauspielerisch angelegtes Gewand, sondern unveräußerliche Natur, sein ganzes Wesen erfüllend.

Von einem edlen Baume können nur edle Früchte fallen. Was Julius Fischer wirkte, mußte den Stempel seiner hohen menschlichen Vollendung tragen.

So seine Berufstätigkeit als Rechtsanwalt. Ohne ihm in die Einzelheiten derselben folgen zu können, bin ich doch a priori gewiß, daß Julius Fischer in allen Dingen, die ihm anvertraut waren, nur Segen stiften konnte. Denn das einzige Interesse seines Wesens war, der Klarheit, Gerechtigkeit, Billigkeit, dem Frieden und der Güte überall zum Sieg zu verhelfen. Sein Geist befähigte ihn, überall sofort das Wesentliche zu sehen, das Unnötige, Unwesentliche, Unklare, Komplizierende auszuschneiden und somit schnell zur Wahrheit durchzudringen, Wahrheit, Licht und Gerechtigkeit auszubreiten. Das Hinzutreten eines Weisen verdirbt tausend Tragödien. Weise, väterlich, human war all sein Walten unter den hilfesuchenden Menschen. Julius Fischers Berufsgegenossen verehrten den höchst verehrungswürdigen Kollegen, dessen hohe Menschlichkeit sie kannten; sie waren stolz, den Edlen zu den ihren zählen zu dürfen und haben ihm ihre höchsten Ehrenstellen anvertraut. Jedermann wußte, hier steht ein Ehrenmann, ein Charakter ohne Furcht und Tadel, ein Mann von unbefleckter Lauterkeit und Besinnung, von warmem Herzen und von beherrschender geistiger Größe; ein Mann, dessen Seelenreinheit Reinheit um sich verbreitete, dessen Wahrheitsförm überall siegen mußte, Lug und Trug entlarvte, wie die Sonne Nebel zerstreut; vor dessen Einfachheitsgewalt und Klarheit alles Verwirrende und Verstrickte sich lösen mußte; vor dessen Seelenadel alles Gemeine und Niederträchtige zurückwich und sich schamhaft verlor. Die Atmosphäre der Reinheit, die er überall mit sich brachte, schuf überall Reinheit; in seiner Gegenwart wurde jeder gezwungen, rein zu sein. „Die Stätte, die ein guter Mensch betritt, sie ist geweiht“.

Von Weisheit, Schönheit und Keuschheit war Julius Fischers Wesen und Leben durchdrungen und getragen. Er war ein Philosoph im vollen Sinne des Wortes. Er war es theoretisch und praktisch. Er war es von Natur und Haus aus, als der Sohn des berühmten Lehrers der Philosophie Kuno Fischer und als aufgewachsen in der Atmosphäre der Philosophie und der Kunst. Vom Großvater, dem Generalsuperintendenten, hatte er wohl auch die tiefe echte Religiosität geerbt, die sich ihm mit Philosophie und Kunst verband. Kunst war ihm kein ästhetisches Genießen allein, sie war ihm die sinnliche Erscheinung sittlichen Ernstes; Philosophie war ihm nicht logische, sophistische Dialektik und abstrakte Konstruktion um ihrer selbst willen, sondern Ausdruck religiöser Gewißheit für das Denken, für die Vernunft. Ehrfurcht und Ernst waren seinem Wesen unzertrennlich eigen; frivoles Spielen, sei es auch nur mit Gedanken, war ihm fremd und verhaßt.

Aus dem gesunden Erdreich ernster Weisheit entsprang als schönste beglückendste Blüte Julius Fischers großer Humor, der echt und warm niemals verlebte, sondern Erhebung, Kraft, Befreiung um sich her wirkte, der Humor, die lächelnde Wahrheit. Alles Erleben malte sich bei ihm auf dem ernsten Hintergrund geistiger Arbeit und rastlosen ethischen Strebens nach Selbstvervollkommnung; der wahrhaft Ernste allein kann wahrhaft heiter sein und echte wahre gesunde Heiterkeit spenden. So war der lachende Philosoph von seinen Freunden geliebt und verehrt. Man lachte nicht bloß über seine seltsamen Schläffen, pointierten Worte, man nahm auch hohe fördernde Werte von seiner Unterhaltung mit nach Hause. Sein großer, echter Humor, das Ergebnis wahrer Weisheit und Güte, hat Julius Fischer allen so wert und unentbehrlich, unersehllich gemacht, die mit ihm in Verbindung traten; mit ihm kam Licht und Wärme, Geist und Güte, wahre Heiterkeit in ihren Kreis; jeder trank von diesen göttlichen Strahlen und wurde glücklicher. Eine Stunde mit Julius Fischer zusammen war eine Feststunde.

Wie viel ein solcher Freund und Berater seiner Heidelberger Verbindung bedeuten mußte, ist einleuchtend. Neben seiner unmittelbaren Wirkung von Mensch zu Mensch waren es herrliche Ansprachen und Vorträge, mit denen dieser Meister der Rede seinen jüngeren Verbindungsbrüdern bleibende Werte geschenkt hat, sie bald einführend ins philosophische Denken überhaupt, in diese Selbstbefreiung und Erhöhung, sie bald föhrend durch die Geschichte der Philosophie oder sie hinweisend auf die wahre Bedeutung des studentischen Verbindungslebens. Ergreifend spricht er von der „Lebensfreude“, aber der Lebensfreude in ihrem edelsten Beruf als Erzieherin zur Freundschaft. Freundschaft war ihm ein heiliges Kleinod, ein göttlicher Schatz dieses Erdenlebens. „Lebenskernst und Lebensfreude sind keine unersöhnlichen Gegensätze, sondern ein Götterpaar, welches des Menschen Führer und Begleiter ist. Der göttliche Sohn dieses Paares ist der Humor, erzeugt

vom Lebenskernst und geboren von der Lebensfreude. Er läßt uns den herrlichsten Lebensschatz gewinnen, die Fähigkeit, Lebenskünstler zu sein. Die darin besteht, den Ernst des Lebens zwar richtig zu erkennen, aber ihm freudig ins Auge zu sehen, ihn heiter zu betrachten. Das menschliche Gemüt kann, der Pflanze gleich, nicht bei trübem Wetter allein gedeihen, es bedarf des Sonnenscheiters.“

Aus diesem Geiste ethischer Besinnung entsprangen alle philosophischen Werke Julius Fischers, von denen die wichtigsten hier nur kurz aufgezählt seien.

Im Archiv für systematische Philosophie erschienen:

„Die Religion als Problem der Philosophie“, die Grundfragen behandelnd, die Julius Fischer besonders am Herzen lagen. Eine rein theoretisch-philosophische Arbeit „Zum Raum- und Zeitproblem“, Ausdruck für die scharfe logische Denkfähigkeit ihres Verfassers. Aus dem Gebiet der Aesthetik: „Entstehung des Geschmacks und seine Bedeutung für unsere Erkenntnis der Dinge“, grundlegende ästhetische Betrachtungen, wie auch der tiefsehende Aufsatz: „Wesen und Zweck der Kunst“. Im Archiv für Geschichte der Philosophie: „Die Hegelsche Logik und der Goethesche Faust“. „Der Mensch kann nicht selbst Gott sein — aber Entwicklung ist Selbsttätigkeit und Selbsttätigkeit ist Arbeit; diese Arbeit der Verwirklichung Gottes in der Welt ist Aufgabe des Menschen. — Die Wahrheit ist kein Ziel, welches der Mensch erreicht, wonach er auf seinen Vorbeeren ausruhen darf, sondern sie ist ein Weg, der zugleich das menschliche Leben ist oder sein soll. Den Weg der Wahrheit zu erleben ist Aufgabe des Menschen. Wer diese Aufgabe erfüllt, der ist der Gnade Gottes und seiner Verzeihung für die Fehler des Irrtums gewiß, denn dieser Weg führt zu Gott. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich“. Diese Worte bewahren sich im Goetheschen Sinn auch im Faust, zugleich sind sie ganz im Sinn Hegels“.

Im selben Resultat mündet Julius Fischers größte selbstständig (bei Braun-Karlsruhe) erschienene Schrift: „Die Kausalität als Wegweiser durch die Philosophie zu einer praktischen Weltanschauung“. „Wahrer Fortschritt der Menschheit kann nur auf gemeinsamem Handeln, auf gemeinsamer Arbeit beruhen und diese gemeinsame Arbeit wird am meisten durch die Idee gefördert, daß die Menschheit selbst ein sittliches Ganze mit gemeinsamen sittlichen Aufgaben ist. — Wohl ist die Weltentwicklung ein ewiges Entstehen und Vergehen, aber in diesem ewigen Entstehen und Vergehen beharrt ein ewiges Ziel, welches uns zugleich höchstes Glück gewährt: das reine Streben nach Wahrheit und Vollendung. — Dieses ewige Sterben und Werden ist das Reich unserer Wirklichkeit, unseres Strebens, unseres Glücks“.

Eine größere kritische Arbeit: „Die Mephisto-Hypothese Kuno Fischers“ hat Julius Fischer im „Allgemeinen Beobachter, Hamburg“, erscheinen lassen.

Der Aufklärung eines halb juristischen, halb rein menschlichen Problems dient die selbstständig (bei Braun-Karlsruhe) erschienene Schrift: „Zur Duellfrage“, in der der Verfasser zwischen öffentlichem, geschriebenem Recht und öffentlichem, ungeschriebenem Recht unterscheidet, zwischen der Gerechtigkeit des Staates, der kein höheres Gut kennt als das Leben der Menschen, und der sittlichen Gerechtigkeit, für die das höchste Gut nicht das Leben, sondern die sittliche Freiheit, praktisch die Ehre ist und in der, im Gegensatz zur Auffassung des Staates, der Mensch durch sein eigenes Gewissen sein eigener Richter ist.

In letzter Zeit noch hat Julius Fischer der „Pyramide“ des Karlsruher Tagblattes zwei wertvolle Beiträge gegeben: „Einführung in das philosophische Denken“ und „Die Willensfreiheit als Wegweiser durch Naturwissenschaft und Philosophie zur Religion“. Was wir erkennen, ist dem Werden, also dem Entstehen und Vergehen unterworfen, also auch das Individuum als Objekt der menschlichen Selbsterkenntnis; der einzelne Mensch, das Individuum, wird geboren, lebt und stirbt, aber sein wahres Selbst wurzelt mit der Freiheit des Denkens und Wollens in der ewigen beharrenden Kraft, dem Wesen der Welt, welches wir als Gott fassen“.

Mehr als eine kurze Uebersicht über das philosophische Vermächtnis Julius Fischers sollte und wollte in diesem Rahmen nicht gegeben werden; sie möge genügen, um den einheitlichen Geist und den Charakter der Gedankenarbeit Julius Fischers herauszustellen. Einer eingehenden Würdigung der tief sinnigen eigenen Ideen Julius Fischers muß es vorbehalten bleiben, auszuführen, worin das Eigenartige und Selbständige seiner Welt- und Lebensauffassung beruht, sein Verhältnis zu Hegel genau zu präzisieren, seine Versuche, Hegelsche Metaphysik mit kantischen Grundsätzen zu verbinden

und zu versöhnen, darzustellen und insbesondere die zentrale Arbeit seines Geistes zu beleuchten: die Versuche, Religion und Philosophie, Wissen und Glauben in der Wurzel zu vereinen, Religion auf der Grundlage der Vernunft aufzubauen. Dazu endlich eine Analyse seiner ästhetischen Theorie.

Julius Fischers philosophisches Werk ist nicht tot; es wird weiterleben u. wirken in den Geistern, wie sein der Freundschaft geweihtes Leben weiterlebt in den Herzen seiner Freunde. So ist Julius Fischer nicht gestorben.

Aber die warme Unmittelbarkeit seiner lebensvollen Gegenwart, seine herzlichen und geistreichen Worte, seinen treuen Blick haben wir verloren; er ist von uns gegangen integer vitae, scelerisque purus.

Trösten mögen die vereinsamten Freunde, die dem verlorenen Freund und Beglückter nachweinen, die Goethe'schen Verse:

„Frühling, Sommer und Herbst genoss der glückliche Weise;  
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geschützt“.

## Wilhelm Zentner / Zum hundertjährigen Bühnenjubiläum von Carl Maria von Webers „Freischütz“.

(Uraufführung am 18. Juni 1821)

Eines ist gewiß: jeder, der diesem Jubiläum ins klare Auge blickt und seiner noch immer jugendfrischen Stimme lauscht, wird sich erstaunt und überrascht fragen, wie, schon so alt? Das ist ein gutes Zeichen. Wer fände nicht die eigene Jugend im Freischütz wieder? Wer suchte sie nicht wieder häufig und gern in diesen liebetrauten Klängen? Er ist uns Deutschen, einerlei welchen Alters, welchen Standes und welcher Kunstanschauung, ein selbstverständliches, unveräußerliches Symbol geworden. Wer in den Jungbrunn dieser Musik niedertaucht, um sich vom Staub eines realistischen, phantastearmen Zeitalters in der Krystallflut der Romantik gesund zu baden, wird unwillkürlich gleiches erlebend in die bekannten Worte Richard Wagners ausbrechen müssen: „Wie wohl ist mir, daß ich ein Deutscher bin!“ Man versteht zugleich das Wort eines espritvollen Franzosen: „Der Freischütz ist keine Oper, er ist Deutschland selber!“ Einer der wenigen klassischen Prägungen, wo romantisches Wesen das deutsche vollkommen erfasst zu haben scheint. In der Tat, sich dem Freischütz ganz hingeben können, das heißt zugleich echt deutsch sein! Und wie reich lohnt sich eine solche Hingabe: nur der Deutsche vermag diese Schöpfung bis in die feinste Faser ihres künstlerischen Organismus zu verstehen, sie scheint lediglich geschrieben, um ihn mit allen den verklärten Herrlichkeiten seines Wesens zu begnaden. Deswegen muß dieses Werk doppelt gewertet werden als ein künstlerisches und nationales Ereignis. Mit ihm erst wird die Vormacht des Italieneriums auf der deutschen Opernbühne entscheidend getroffen und allmählich entwurzelt, mit ihm erst wird auch ein nationaler Stoff zur endgültigen Grundlage des deutschen Musikdramas. Die Welt der Romantik ist es gewesen, die solche Stoffe vermitteln konnte.

Die Texte der deutschen Opern Mozarts und Beethovens einziger Fidelio führen noch in die Türkei, nach Italien oder Spanien, auch wie die Zauberflöte in ein zauberhaftes Fabelreich. Erst die romantische Oper bringt mit dem Freischütz neben einem deutschen Kunststil auch deutsche Operndichtungen in Inhalt, Form und Stoff. Im Stofflichen also liegt zunächst ein Hauptkennzeichen der romantischen Oper. Ihr Wesen ist nicht gerade leicht zu bestimmen und zu erklären. „Alles was Sehnsucht weckt, das eintönige Treiben des Alltags zu fliehen, ist romantisch“, meint Oskar Walzel in seinem Buche über die deutsche Romantik. Dazu gehört Waldeseinsamkeit und ihr magischer Zauber, der Ruf des Posthorns, der sie lockend durchschallt, der rauschende Mühlbach mit dem bald fröhlichen, bald melancholischen Geklapper geschäftiger oder müder Räder, die nächtliche Stille des rastenden Dorfes, der ibyllische Bannkreis der kleinen Stadt, plätschernde Brunnen und zerfallende Paläste in verwilderten Gärten, auf einsamen Höhen thronende Burgen, die sinnend auf gleitende Ströme niederschauen. Die Romantik hat die Seele aller dieser Dinge entdeckt. Wie sie ein zartes elfenhaftes Wesen in der windgeweckten Stimme der Aeolischarfe vermutet, so ahnt sie auch in dem düsteren Schweigen des Hochwaldes den Schlummer dämonischer Mächte, der von brausender Sturmnacht zu wildem Leben aufgeschreckt wird. Solche Sehnsucht nach einem phantastisch gesteigerten Daseinsgefühl, das über die Dunstatmosphäre des gewöhnlichen Lebens wunderbar in Verzückungen und Schauern emporträgt, mußte natürlich auch in die Zeiten der Vergangenheit zurückleiten, um die sich der Hauch eines schmerzlichen Erinnerens mit der zwingenden Macht eines Mysteriums gelegt hatte. In die tiefen und geheimnisvollen Bergschächte des romantischen Gemüts steigt man nicht an dem sicheren Leitseil irgend eines logischen Sinnes; mit Worten ist die romantische Seele nicht zu deuten. Sie denkt in Tönen und Farben. Lange bevor der Begriff „romantisch“ für eine bestimmte literarische und dann auch musikalische Strömung aufkam, war er bereits als eine der Grundtatsachen deutscher Kunst vorhanden. Die Musik mit ihrem Hineinträumen in schönere Wirklichkeiten, mit ihrer zarten Entschleierung feinsten seelischer Regungen ist an sich eine romantische Kunst. Aus diesem Grund mußte sie sich mit

den Stoffen der romantischen Literatur, sobald sie ihr in der romantischen Operndichtung zu Gebote standen, besonders innig vermählen.

Deutsche Stoffe finden sich allerdings bereits vor Weber in der Geschichte der deutschen Oper. In Weizenfels wurde im Jahre 1688 „das entsetzte Wien“, eine „thüringische Herta“ gegeben. Der Italiener Agostino Steffani (1654–1728) komponierte für Hannover einen „Heinrich den Löwen“ und später hat dann Ignaz Holzbauer mit seiner durchkomponierten Oper „Günther von Schwarzburg“ (Mannheim 1776) einen entscheidenden Schritt nach vorwärts in dieser Richtung zu tun versucht. Leider bewegt sich die Dichtung trotz ihres Vorwurfs aus der deutschen Königs Geschichte ganz in den Geschmacksbahnen der italienischen Intrigantenoper im Stile Metastasio. Die Stofflichen und stilistischen Voraussetzungen, wie sie später die Romantik bot, waren eben für den Librettisten des vortrefflichen Holzbauer, dessen Werk Mozart vielleicht bei seinem Mannheimer Aufenthalt gehört hat, noch nicht gegeben. Theoretisch und praktisch hat sich dann der Dichter und Musiker Ernst Theodor Amadeus Hoffmann mit dem Problem der romantischen Oper beschäftigt. Auf einen Text des lebenswürdigen Poeten Fouqué schrieb er im Jahre 1816 seine „Andine“, welche bezeichnender Weise in Berlin, wo sie fünf Jahre später dem jüngeren Freischütz die Pfade ebnet sollte, einen durchschlagenden Erfolg errang. Heute drückt Vorhings populäreres Werk auf die feinere Schöpfung Hoffmanns, die zu Unrecht vergessen scheint. Oder sollte es seinem Vertoner genügen müßte“ einzig noch in der vordersten Reihe der künstlerischen Hauptanreger des Freischütz als historische Größe zu stehen? Wahrlich auch kein gering zu achtendes Ehrendenkmal! Was kann von einem solchen Kunstwerk Schöneres und Höheres verlangt werden, als daß es seinerseits wieder die Phantasie eines schaffenden Künstlers entzündet und so aus sich heraus neues Leben erzeugt. Man hat nicht mit Unrecht angenommen, daß auf solche Anregungen die Entwicklung des gesamten musikalischen Schaffens zurückzuführen sei.

Bezeichnend für die starke innere Geschlossenheit des Freischütz erscheint mir vor allem die Tatsache, daß Weber bereits sieben Jahre vor der eigentlichen Niederschrift des Wertes selbst auf den Stoff gekommen war und so ein ganz persönliches Verhältnis zu ihm gewann. Der Meister hat des öfteren die Notwendigkeit eines solchen tieferen Zusammenhangs betont. Das verleiht seiner Musik etwas absolut Zwingendes und Ueberzeugendes. Der Vertoner ließ sich eben seinen Stoff nicht einfach in die Hand stecken „wie der Schuljunge den Apfel“. Daß man dem endgültigen Gestalter des Textes, Friedrich Kind, billigerweise neben dem Tonsetzer auch einige Ehre erzeige müßte, darauf hatte schon frühzeitig der gerecht denkende Goethe hingewiesen, wengleich Kind später, vielleicht gerade durch diesen Ausspruch verführt, in seinem greisenhaft redseligen „Freischützbuch“ (1843) seinen Anteil an dem großen Erfolg der Oper in selbstgefälliger Weise überhäuft hat.

Heute ist der Tag der Uraufführung, der 18. Juni 1821, ein nationaler Festtag geworden. Mit beispielloser Begeisterung ist der Freischütz damals vom Berliner Publikum aufgenommen worden. Das deutsche Volk hatte seinen eigenen Pulsschlag in diesen hinreichenden Rhythmen gespürt. Wie das Blut durch das Adlergeslecht des Körpers, so schien sich diese Musik durch ganz Deutschland zu verteilen und das nationale Empfinden in einem Zustrom gesündester Kraft mächtig zu beleben. Nach drei Jahren war der Freischütz nirgends mehr unbekannt. Viele Melodien waren in aller Ohr, auf aller Lippen. Der Name der Oper allein übte solche Zugkraft, daß sich die jüdische Reklame sofort seiner bemächtigte. Es gab, wie Kretschmar berichtet, „Freischützbiere“, „Freischützsherben“ u. Hülte, Damenkleider à la Freischütz u. s. f. Seit den Dramen Schillers war kaum eine Schöpfung deutscher Kunst so vollstündlich und beliebt geworden. Einzelne kühle oder gar abspredhende Urteile, wie das G. T. A. Hoffmanns, Grillparzers und Spohrs dür-

fen nicht irre machen. Die Zeit, die strengste Richter in über alle diese Fragen, hat sie nicht bestätigt. Sie hat vielmehr mit Richard Wagner dem Schöpfer des Freischütz den Vorbeurtheil der Unsterblichkeit gereicht. In der restlosen Anerkennung seiner Lieblingsoper ist sich heute das gesamte deutsche Volk wie kaum in einer anderen Frage einig.

Webers Werk hält sich äußerlich an die Formen des Singspiels nicht etwa der fremdländischen großen Oper. Damit war dem Aschenputtel der dramatischen Musik, auf das die stolze italienische und französische Schwester verachtungsvoll oder mit leidig herabblücken, ein glänzender Tag der Rechtfertigung und Erhöhung aufgegangen. Der Meister hob die verkannte zu den höchsten Spähren, gewissermaßen über sich selbst hinaus. Er eröffnete ihr das Reich des Wunderbaren. Herders prophetische Ahnungen hatten sich herrlich erfüllt. Das deutsche Singspiel, die Keimzelle und Nährmutter der deutschen Oper, wukie die höchsten Erwartungen zu rechtfertigen, welche man darauf gesetzt hatte. Mozarts „Entführung aus dem Serail“

war nicht umsonst geschrieben worden; erst jetzt konnte sie in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt werden. Aber noch mehr als sie hatte Webers Schöpfung alle ihre Vorzüge im Dramatischen. In ihrer Geschlossenheit und inneren Einheit deutet sie auf das kommende Musikdrama hin. So reich sie an den mannigfachen Tönen sein mag; zwei Grundfarben bestimmen das Wesentliche ihres Charakters; Jägerleben und Dämonie. Nicht einzelne Personen, der deutsche Wald ist ihr Held. Weber, der große Romantiker, hat seine Seele erlöst. Von nun an spricht er nur noch in seinen Tönen.

Eine vaterländische und künstlerische Großtat war mit dem 18. Juni 1828 vollbracht. Spontinis, des Unerlöschlichen, Gestirn begann zu bleichen, Rossinis des süßen Schmeichlers, Ruhm zu bröckeln. Die deutsche Musik hatte eine große Stunde; ihr ward die erste rein deutsche Oper geboren. Wer tiefere Zusammenhänge aufspüren wollte, könnte sich daran erinnern, daß es gerade am Jahrestag der Entscheidungsschlacht bei Belle-Alliance war!

## W. E. D e f t e r i n g / B a d i s c h e B ü c h e r s c h a u.

Nr. 30.

Unsre Alemannen Hebel und Thoma, die zwei größten Vertreter südbadischen Volkstums, begegnen und berühren sich auf manchem Gebiet, so auch auf religiösem. Ein Zufallschmerz des Verlagswesens will es, daß Hebels Biblische Geschichten, die für weitere Kreise von Laien und Geistlichen fast verschollen waren, zur selben Zeit wieder ans Licht traten, als Hans Thoma seine Biblischen Geschichten in alemannischer Mundart erzählte, wodurch diese einen stark heimatischen, vertrauten und warmen Zug bekommen. Eine natürliche Erzählergabe trägt den Kreis zurück in die Tugend der Jugend. Thoma hält sich überwiegend an Geschehnisse des Neuen Testaments und schmückt sein Büchlein mit eigenen Bildern (Gotha, Perthes; 14 Mk.). Hebels Biblische Erzählungen sind gleich zweimal gedruckt worden. Einmal mit Einführung von Albert Baur und mit alten Holzschnitten von Tobias Stimmer (Basel, Rhein-Verlag; 22 Mk.). Der Herausgeber hat einige Kürzungen vorgenommen und fast überall die echt Hebelschen Ermahnungen und moralischen Nukleuswendungen weggelassen. — Einen typographisch etwas engen, aber vollständigen Druck (soweit ich verglichen habe) brachte W. Baudert (im Heimatglocken-Verlag zu Schmiedehausen; 22 Mk.) und ließ ihn mit Federzeichnungen von Gg. Kötschau schmücken. Diese sind zweifellos von künstlerischem Wert, religiös empfunden und groß gesehen, aber doch nicht durchweg im Geiste der Bibel oder Hebels gehalten. Die nackten Figuren auf der Darstellung der Begegnung Isaaks mit Rebekka, so schön sie sind, widersprechen direkt dem Wortlaut der Schrift. Hebels Biblische Erzählungen sind 1824 erschienen, als der Dichter 64 Jahre alt war. Er erzählt wie ein guter Hausvater, ohne dogmatische Beengung; manches überträgt er in deutsche Vorstellungswelt; sie geben sich fromm ohne konfessionelle Scheidung. Das war wohl der Grund, weshalb sie aus der Schule, wo sie einst eingeführt waren, wieder verbannt wurden. — Als Sonderdruck aus dem Werk Deutsche Malkunst im 19. Jahrhundert gab L. Fusti den Abschnitt über Hans Thoma mit 10 guten Abbildungen heraus (Berlin, Jul. Barb; 11 Mk.). In Landschaft und Bildnis, Stilleben und Komposition analysiert er Geist und Technik des Meisters, Formwillen, Bildgedanken, Naturbeachtung, das Malerische, Zeichnung und Raumbehandlung in den Hauptwerken. — Louis Corinth, der Berliner Maler, hat seine da und dort erschienenen Aufsätze zu Gesammelten Schriften vereinigt (Malerbücher I, Berlin, F. Gurlitt; 62 Mk.). Er spricht darin auch über Trübner und Schmidt-Neutte aus seinen persönlichen Eindrücken, die eine starke Hochachtung vor deren Individualität beweisen. — Eine ähnliche Sammlung sind die Prosaischen Schriften von Moriz Heiman (Berlin, E. Fischer), die ich deshalb hier anführe, weil er auch über Hans Thoma, über Emil Golt (den er in Freiburg persönlich kannte) und über Emil Strauß (mit dem er ver schwägert ist) schreibt. Bei Strauß verweist er mit einigem Nachdruck auf dessen Hebel-Ausgabe. Die Aufsätze des Klugen und feingeistigen Heiman gehen immer aufs Gesehmäßige und Allgemeine. — Artur Bechtolds Buch über Grimmeishausen und seine Zeit kam in 2. Auflage heraus (München, Musarion-Verlag). Es geht über den Rahmen einer literarischen Monographie hinaus und gibt auf Grund eigener Archivalstudien fast eine Kulturgeschichte jener Zeit aus der Ortenau.

Eine hübsche und tiefsinnige Berserzählung schuf mit seinem Dichtergeist und schöner Abgewogenheit der Form Otto Mischaeli in seinem Märchen Richte Lichterz, das mit gutem Zug in der Romantischen Bücherei als Bd. 11 erschienen ist (München, Parens & Co.; 6 Mk.), zusammen mit Eichen-

dorff und St. Brentano, neben denen es sich vollkommen behauptet. — Mehr dem üblichen Unterhaltungsdurchschnitt in Erfindung und Gestaltung nähert sich Artur Brausewetter in der Erzählung Alt-Heidelberg zu seine (Berlin-Dahlem, Ulrich Meyer; 7 Mk.). Die Geschichte von der Eisenbahnbekanntmachung des Probekandidaten mit dem adligen Fräulein, ihr unfreiwilliges, aber erwünschtes Zusammensein in Heidelberg mit dem a tempo einsetzenden Liebesgeständnis seinerseits bekommt nur dadurch eine eigenartige Wendung, daß das Fräulein ihm in Berlin zu der begehrten höheren Stellung verhilft. — Fr. Hindenlang verfasste ein allegorisches Festspiel zum Preis der evangelischen Kirche in den Stürmen der Zeit, das viel gespielt wird. Es heißt Alle guten Geister (Karlsruhe, Evng. Presbyterband; 1,50 Mk.). — Eine Geschichte der katholischen Kirche in der Baar schrieb der Pfarrer und Redakteur Hermann Bauer (Donauessingen, Danubia; 30 Mk.). Das Buch ist eine Religions- und Kulturgeschichte jener Gegend seit den Tagen der Römer und Alemannen bis zur Zeit nach dem Umsturz. — Ein monumentales Heimatgeschichtsbuch ist das von Professor Jos. Münch verfasste Bruchsal im Weltkrieg. Auf 440 Quartseiten mit vielen Bildern nach Photographie und Zeichnung erzählt er gut und sachlich die einzelnen Ereignisse seit der drohenden Kriegserklärung bis nach der Revolution (Stuttgart, Glaser & Sulz). Drucktechnik steht das Werk auf hoher Stufe. Das läßt sich leider nicht sagen von der Heimatkunde des Amtsbezirks Schönau i. W. aus der Feder von Theodor Humpert. Hier kommen die Bilder nur sehr mangelhaft heraus. Neben der Darstellung alles Wissenswerten aus dem oberen Wiesental nimmt die Ehrentafel für die gefallenen Heidenöhne allein 22 Seiten in Anspruch (Schönau, A. Müller). — Einem interessanten Abschnitt aus der Kulturgeschichte wendet sich die Dissertation von Hedwig Meßger über die weiblichen Taufnamen zu Freiburg i. B. von 1200 bis 1600 zu. Die Uebergänge von den germanischen Namen wie Adelheid, Hilbrud, Mechtild im 14. Jahrhundert zu den christlichen Heiligen-Namen, wie Anna, Elizabeth, Katharina, Susanna treten, werden aus Taufregistern, Seelbüchern u. dgl. einwandfrei nachgewiesen. — Am Beispiel und mit besonderem Hinblick auf Freiburg schrieb G. von Below eine Studie über Deutsche Städtegründung im Mittelalter (Freiburg, F. Volke; 7,80 Mk.). Er geht den Gründen für die Platzwahl der Siedelung nach, beleuchtet ihr Stadtrecht, das eines der ältesten ist usw. — Eine Einführung in die Einsteinsche Relativitätstheorie schrieb der Freiburger Mathematiker L. Hefster unter dem Titel: Ueber vierdimensionale Welt (Freiburg, Speyer & Kämer; 3,20 Mk.). Abbildungen illustrieren die mathematischen Vorgänge. — Zum andern hochgeistigen Problem und Schlagwort der Zeit, zu Spenglers Untergang des Abendlandes nahm G. B. Brieß, ebenfalls Professor der Universität Freiburg, kritische Stellung (Freiburg, Herder; 9 Mk.). Er gibt Auszüge aus Spenglers Buch. Ueber das nie alternde Thema Vom deutschen Volkslied schrieb Alfred Göhe, wiederum Professor und Bibliothekar in Freiburg, ein wertvolles und bei aller philologischen Genauigkeit angenehm zu lesendes Büchlein (Freiburg, Jul. Volke; 16,50 Mk.). Klar und übersichtlich trennt er Gemeinschaftslied und Volkslied; er charakterisiert seinen Stil, zeichnet seine Schicksale in der Gegenwart, widmet ein Kapitel dem Volkslied und Goethe und ein anderes dem Volkslieddichter Jörg Grünwald aus dem 16. Jahrhundert (oder vielmehr den drei Poeten dieses Namens). Ueberall zeigt sich Beherrschung der Literatur und eigene Forschung.

Der Karlsruher Philosoph A. Drews verfaßte für die bekannte Sammlung Götschen eine kurze Geschichte der Philosophie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Er behandelt Ed. von Hartmann, Wundt, Baisinger und ihre Zeitgenossen bis Nietzsche. Ein eigenes Kapitel ist der „badischen Philosophenschule“ (Windelband, Rickert, Cohn) gewidmet. Drews gibt die einzelnen Systeme klar und übersichtlich, ohne mit seiner Kritik hinterm Berg zu halten. — Das epochemachende pädagogische Werk von Dr. W. A. Bay, Die experimentelle Didaktik, ist in vierter Auflage erschienen (Leipzig, Quelle & Meyer; 33 Mk.). — Auf den verstorbenen Weihbischof Fr. J. Knecht hielt Domkapitular Simon Weber die Gedächtnisrede, die jetzt im Druck vorliegt (Freiburg, Herder; 2 Mk.). Er charakterisiert die vielseitige gelehrte und kirchliche Tätigkeit des Verewigten auf ihren verschiedenen Geieten. — Das erste Heft von Die Evangelische Liebestätigkeit in Baden, das die Mutterhäuser für Krankenpflegerinnen behandelt, verbreitet sich über die Diakonissen-Anstalten in Karlsruhe, Mannheim und Freiburg und bringt auch Abbildungen (Karlsruhe, Fidelitas; 2,40 Mk.). — In dem Sammelwerk Religiöse Erzieher der kathol. Kirche (Leipzig, Quelle & Meyer) sind auch einige Badener vertreten; so eine Charakteristik des edeln Joh. B. Hirscher aus der Feder von E. Krebs und die des starken Eiferers und bedeutenden Volkschriftstellers Alban Stolz von Jul. Meyer (Freiburg). — Im Inselverlag Leipzig ist ein schönes und kulturgeschichtlich fesselndes Werk Klosterleben im deutschen Mittelalter erschienen; Joh. Bühler hat es aus zeitgenössischen Quellen zusammengestellt, die ja bisher da und dort an zerstreuten Stellen veröffentlicht waren, wie die badischen z. B. in Mones großer Quellensammlung. Von badischen Klöstern enthält es Petershausen, Salem und Willingen.

Für werdende Vereins-, Berufsredner, Geistliche und Agitatoren schrieb Wilhelmord Bekler (aus Karlsruhe) eine Anleitung Der junge Redner (Freiburg, Herder; 17 Mk.). Sie ist aus der Erfahrung geschöpft und gibt Beispiele in Wort und Bild und in guter Anlage. Der Verfasser geht mehr auf das Handwerkliche (oder muß man sagen Mundwerkliche?) ein und ist von sittlichem Bewußtsein für die Aufgabe erfüllt.

Nach der Regel „Das Beste zuletzt“ will ich zum Schluß auf den Novellenkreis „Der Ring“ von Wilhelm Weigand hinweisen (München, Gg. Müller). Es ereignet sich nicht häufig, daß wir ein so ganz ausgereiftes Erzählungswerk erhalten, wie diesen Novellenkreis. Der Titel hat eine doppelte Beziehung; es schließen sich ein Duzend Novellen zu einem Ring zusammen und zum andern spielt ein Ring in der Rahmen-Erzählung,

welche die einzelnen Geschichten verbindet, die Rolle des „Falten“, welche für alle echt konzipierten Novellen seit Boccaccios Tagen ein künstlerisches Merkmal und Erfordernis ist. Die Teile stehen auch immer in einem feinen Zusammenhang zu einander und zur Rahmen-Erzählung. Hierin zeigt sich eine außerordentliche Kunst der Komposition und eine Strenge der künstlerischen Auffassung, wie sie selten genug ist. Aber sonst ist Weigand kein strenger oder kühler Meister. Seine Novellen sind voll Heiterkeit und Anmut. Ihre Philosophie, wenn auch mit Resignation verfebt, weiß das Leben und seine Güter zu schätzen. Es wird gut gegessen, viel gebechert, gelacht und geliebt in dem Buch. Seine Weisheit wird mit Geist vorgetragen, und man kann sich nicht gut in anregendere und im besten Sinn wichtigere Gesellschaft begeben, als zu den Herrschaften im Ring. Die Männer sind manchmal etwas schrullig, aber die Frauenwesen meist von einem schönen und geraden Wuchs des Leibes und der Seele, wie aus einem alten deutschen Meisterbild. Dabei ist Weigand zuhaus in alten Chroniken und Geschichten und entwirft lebhaft Bilder aus dem Mittelalter, der Zeit der Aufklärung und der französischen Revolution, ohne dem modernen Leben etwas schuldig zu bleiben. Seine Schwepfinger Satire auf die theosophischen Schwindler z. B. ist ebenso zeitgemäß wie ergötzlich. Alles was er erzählt, ist von einer ganz deutlichen Anschauung getragen. Wie bei des Dichters eigenem Lebensgang sind München und die fränkische Heimat Schauplatz und Ausgangspunkt des Novellenkreises. Schöpf, der Tauberggrund, Distelhausen und Hardheim liefern den Boden, auf dem Schicksale entspielen und sich abspielen, und im weiteren Umkreis das fränkische Land mit Mainz und Würzburg. Ihre alte Kultur in Kunst und Menschenartung hat an Weigand einen warmen Verehrer und Kenner, der immer etwas von jener Luft in seine Erzählungen überfließen läßt, auch wenn der Schauplatz sich nach München oder sonst wohin verlegt. Für Leser, die Geschmäcker haben, ist Weigands Buch, frei von allem Sensationellen, aber voll des Edlen und Schönen in Form und Gehalt, ein hoher Genuß und Gewinn. Die Form des Buchs, das Zucht und starkes Gefühl verlangt, gewinnt in letzter Zeit wieder stark an Boden. So hat auch der Karlsruher Karl Willi Straub Sonette veröffentlicht, welche die schöne Ausstattung verbleiben, die ihnen der Verlag (H. Meister, Heidelberg) hat angeheben lassen. Ihre hohen Gesichte und starken, oft leidenschaftlichen Gefühle sind in edlen Klang und schönen Rhythmus gegossen, der ihnen etwas Abgeklärtes, Reines und Statuarisches gibt. Straub läßt sich nicht vom Schema des Klangedichtes beherrschen, sondern paßt es seinen Absichten an. Frauen, Freundschaft und Gottheit sind seine Themen, die er zu seelenvollen Gesängen steigert.

## Toni Rothmund / Madame Testout.

Vision im Schwepinger Park.

Madame Testout, zartgebaute Rose	Sam'ne Schatten zwischen Rosenbeeten	Knaben bringen die kristallinen Becher,
Wiegt den stolzen Kelch im Abendlicht.	Trinken durstig sich voll Tau und Duft.	Sommentrunken steigt der Pfälzerwein!
Und der Gärtner prüft die Makellose:	Drüben steigen jauchzende Raketen	Und schon spannt sich da und dort ein Fächer —
„Meine schönste. — Doch sie duftet nicht.“	Und versprühen sternig in der Luft.	Auge taucht in Auge tief hinein.
In des Herzogs Gärten wogen Farben	Farbensunkelnd leuchtet die Fontäne	Madame Testouts weite Röcke wippen,
Glühend durch die sommerliche Nacht.	Rot wie eine Flammentänzerin.	Rosa Seide haucht sich um ihr Knie.
Kavaliere mit Sabot und Barben	Und es spiegeln lichtgeschmückte Röhne	Um des Herzogs fieberheiße Lippen
Neigen sich vor stolzer Frauen Pracht.	Unter buntem Tropfenregen hin.	Irrt ein Lächeln — und nun grüßt er sie.

Heimlich winden sie sich aus der Menge —  
Luschelnd tun es sich die Gäste kund.  
Bei den Rosen, fern vom Festgedränge  
Küßt er ihren aufgeblühten Mund.

Madame Testout, reizendste von allen!  
Du des Festes Königin und Licht!  
Hast den Herzog selber zum Vasallen.  
Schönste Rosel — Doch du duftest nicht.

## Hans Heinrich Ehrler / Sein Besuch.

Frau Marianne strich noch einmal mit der Hand über die ganz gleich gebundene Bücherreihe im mittleren Schaf, dann klopfte es, der Jugendfreund trat in das Zimmer. Vorgestern hatte er sich angemeldet.

„Nach einundzwanzig Jahren!“ Beide begrüßten sich mit den gleichen Worten, Silbe auf Silbe, wie von einem inneren Befehl geführt, und gaben sich alle Hände.

„Höre, Marianne, wir haben uns wiedergefunden,“ sagte er, an dem zeichenhaften Zufall hängen bleibend.

„Martin, ich höre, wir haben uns gar nicht verloren,“ entgegnete sie.

Der Gruß lenkte auch die Augen hin und her an die grau durchzogenen Schläfen. Aber er sagte wieder: „Wie bist du schön geworden!“

Das Licht seiner Blicke legte sich strahlendhaft um ihr Gesicht und ihre Gestalt.

„Wenn das wahr ist, so ist es, weil ich an dir gut geworden bin.“ Sie zeigte auf die Bücher, welche sie vorhin gestreichelt hatte, und stand, als ob nicht der Mund das Wort „gut“ gesprochen hätte; ihre Erscheinung schien es von sich gegeben zu haben.

„So waren wir einander immer nah?“

„Ja, und seltsam, wie ich dich damals, wenig freiwillig, um des Andern willen abwieß, bin ich zu dir gekommen.“

Sie lud ihn auf das Sofa ein und geriet ins Erzählen; langsam, sparsam, still erwogen, gleich einer ernststen Beichte, die man nur einmal ablegen kann, lösten sich die Sätze aus ihr.

Sehr schwer sei's gewesen.

Die Zärtlichkeiten des Mannes ertrug sie nur, indem sie an den verlassenen Freund dachte. Diesem mußte in der Einbildung gelten, was jener Vertrauliches fordern durfte.

Von ungefähr fielen ihr am Morgen nach der Hochzeit wieder die „Wahlverwandtschaften“ in die Hände. Das unheimlich wunderfame Buch traf alles und verklärte wohl den Zustand durch den abgründigen Schein des Menschengeschicks. Doch im Mark gequält verschloß sie sich nachher den ehelichen Verbungen, um nicht an dem Zwiespalt zu zerbrechen.

Dann kam . . . Martina, das Mädchen zur Welt und wuchs lieb, still und schön auf. Der Mann starb bald bei einer Eisenbahnkatastrophe.

Dieses erzählte sie, hielt inne und fuhr fort: „Es war ein Naturereignis und doch bestürzte mich steinerne Angst, ich sei Schuld an dem Tod, irgendwie in den dunklen Zusammenhängen, welche niemand bestimmen kann.“

Frau Marianne wartete wieder, gesenkten Kopfes und die Finger auf den Knien ineinander verschlochten. Vielleicht hoffte die Erschütterte auf einen Laut von ihm, er aber schwieg. So erhob sich von neuem ihre Stimme: „Der Druck wurde nicht geringer, als ich spürte, meinem unbewußten Wesen gehe es unbegreiflich und trauerlos leicht, sich von dem Toten frei zu machen und, ich mag das Wort heute noch nicht aussprechen, über eine Erlösung zu freuen.“

„Arme!“ Er beugte sich vor, und sie schauten sich gerade in die Augen, ihre braunen Augen in seine blauen.

„Dann kamen deine Bücher. Die und Martina haben mich hier allmählich geheilt. Ein stiller Strom von dir ist immer um uns gewesen.“

„Und jetzt bin ich selber gekommen.“

„Darf ich es glauben? Alles ist mir durch die Jahre her so unwirklich und aufgelöst geworden. Doch ich wußte, daß du einmal kommen wirst.“

„Um Lebewohl zu sagen. Ich habe mich bei den Benediktinern in Beuron als Novize gemeldet.“

„Auch das wußte ich. Du bist fromm geworden in deinen Büchern und fortgegangen aus der Menschenwelt.“

„Wo wollen wir hin, Freundin, mit Augen, die gesehen haben, und mit Seelen, die erkannten?“

Frau Marianne hatte eine Antwort gefunden, die vielleicht anders war, aber sie behielt das Entdeckte und senkte wieder den Kopf. Martin verstand, was sich in ihr geregt hatte, er frug: „Glaubst du, es gäbe noch einen Umweg für uns?“

Sie schaute auf ins Licht der Fenster und in ein fernes Gesicht: „Ich sehe dich gerade daheim aus meiner Türe gehen zum letztenmal; es ist als wäre kein Tag dazwischen.“

„Liebste, nichts bleibt so frisch vom Leben wie die Erinnerung.“

„Ist das nicht traurig?“

„Unser einzig Schönes.“

Aber sie frug wieder: „Darf man in die Einsamkeit gehen?“

Er antwortete: „Wer kann messen, wie viel Licht aus den Zellen der Einsamen in die Welt unter die Menschen geflossen ist? Kennst du eine Kraft, deren Kern nicht im Verborgenen wirkte?“

Dann wurde er der Stube gewahr und ihrer edlen, wohlthätigen Pflanze. Ein Raum, in dem immer reine Luft war und kein trüber Menschenatem die Dinge befeuchte. Behagen wuchs in dem Abgelenkten, er wäre gern aufgestanden und herumgegangen. Sie sah es, mit den frohen Augen der Frau, die beglückt sind, wenn es willkommenen Menschen bei ihnen gefällt; und sie erhob sich.

Beinahe hätte ihr Mund gesagt: „Es wurde hier so, die Jahre her und von selber, um dich zu empfangen.“

Der Gast bemerkte, von allen Seiten gingen die Blicke magnetisch auf seine Bücher. Der kleine Schaf, welcher nur diese trug, hing wie ein Bild schier, inmitten einer Wand. Blaue Leder Rücken mit Goldschmuck leuchteten aus dem dunklen Holz. Rechts und links davon, doch etwas abgerückt, standen vom Boden auf zwei andere, große Schäfte, gleich Altarsügeln. Darunter aber war ein Wandtischlein aus dem Biedermeier gestellt mit einem gewiß nicht nur für heut erneuerten, sondern immer gewechselten Strauß. Auch blauer Enzian.

Als er den Strauß lang betrachtete, meinte Frau Marianne, es sei die schönste Frage all die Tage des Jahres, was für Blumen in das Glas kommen.

„Und,“ sagte sie, „jedemal hebe ich eine Blume auf, wie alte Jungfern tun. Die Kommodschublade da ist schon voll.“

Dann sprachen sie von den Büchern. Der Dichter fing an: „Du wirst dich gewundert haben, daß von vielen Mädchen und Frauen, welche mir begegneten, darinnen die Rede ist, von Erlebnissen, von Liebe.“

„Und von mir nicht? Martin, ich habe mich im Hintergrund gesehen, in Schleiern; unausgesprochen und zwischen den Zeilen redetest du mich ein.“

„Ja, es war immer, deine Gestalt trete in den Lichtkreis meiner Lampe, wenn ich schrieb.“

„Und merkwürdig, vieles aus meinem abgetrennten Leben, das du nicht wissen konntest, stand drinnen. In geheimsten Stunden mußt du zu diesen Fenstern herein geschaut haben.“

Sie rückte ein paar der Bücher auf, es waren Duzende farbige Seidenfäden eingelegt.

„So wurde alles nur ein Weg zu dir!“

„Und durch mich hindurch“ . . . Sie mußte wegsehen, als sie das sagte. Er griff nach ihrer Hand, wurde aber gebeten, den letzten Band herunter zu nehmen und die letzte Seite zu lesen. Es war ein Gedicht. Der Abschluß der darinnen erzählten Geschichte:

. . . Doch hinter dir und mir  
In tiefsten Stunden,  
Da haben etwas wir  
Noch nicht gefunden.

Und zwischen Brust und Brust  
Ein Wind will wehen.  
Was Menschen wird zur Lust,  
Ist schon Bergehen.

Daß ich verliere dich,  
Brauchst drum nicht bangen.  
Was bleibt darf über sich  
In Eins gelangen.

Schweigend lasen ihre vier Augen die Verse. Frau Marianne sprach zuerst: „Das schönste Gedicht von der Liebe.“

„Steh!“

„Doch auch das schwerste.“

Er nahm sie in lächelnden Blick und scherzte schmerzlich: „Darum haben wir graue Haare.“

Die Getröstete antwortete: „Silberfäden sagt der poetische Volksmund.“

Der Nachmittag verging, von innen beleuchtete Gespräche des Vertrauens füllten ihn. Man trank Tee, die Herrin spielte auch Klavier. Dann sagte sie etwa wieder: „Denke nicht, ich habe alles Licht aus deinen Schriften nur für mich wollen. Nachts lag ich oft, ehe ich einschlief, und dachte, wie viele in Deutschland so liegen, das Gelesene mit hinübernehmen in den Schlaf, wie es dann wirkt, in ihrem Blut, in ihrem Wesen; und am anderen Morgen wachen sie auf, wissend, es sei insgeheim Gutes an ihnen geschehen, gleich mir.“

„Gütige!“ Darauf, als wüchse das Eine aus dem Andern, beschaute er sie noch einmal: „Marianne, wie bist du schön geworden!“

„Und du wie ernst! . . . Ich glaube, die Menschen werden still, wenn sie dich sehen; aus einer Kirche scheinst du ihnen zu kommen.“

„So viele Worte gleich heute habe ich in einem Monat nicht gesprochen.“

„Bald willst du ganz schweigen.“

„Nur dein Ohr wird mich nicht mehr hören.“

„Warum kann ich nicht mit dir gehen?“

„Warst du nicht all die Zeit bei mir? Was vermag uns zu trennen?“

Es klopfte, Martina kam herein, die Zwanzigjährige. Die Luft in der Stube wehte leis und frisch davon auf. Ohne Hut, in grünem Kohseidenkleid stand das Mädchen da, braune Haare geschleift um das makellos ovale Gesicht und blaue Augen freudig wundernd aufgelan. Der in diesem Blick seltsam Vertrauens Willkommene mußte seine Augen einen Widschlag lang schließen, als treffe ihn der milde Schreck eines Erkennens.

Das Mädchen verbeugte sich vor ihm, umrahmte ihn in ihrem Blick und gab ihm die Hand. Dann erhielt die Mutter einen Kuß.

Man wurde fröhlich und turtelte mit leichten Worten, um nicht von der tiefen Magie seltsamer Geheimreden ergriffen zu werden.

Martinas Hals, die bewegliche, feine Säule trug eine junge rote Schramme. Frau Marianne plauderte aus: „Wie am Dienstag abend deine Anzeige kam, stieg sie gestern noch auf den Feldberg. Der Enzian dort sollte dich begrüßen.“

„So freute ich mich für Mutter,“ ergänzte die Tochter, sich der Verlegenheit zu entledigen.

Der Freund erzählte von den Mönchen und es sei keine Flucht und kein Abenteuer des Ungenügsamen, was ihn treibe. Sein Weg gehe in eine Gemeinschaft, die tausendjährig ihre heilige Form habe, im ewigen Gleichmaß goldenen Gesetzes den Dienst Gottes tue. In eine ernste, strenge Schale fülle sich dort das Leben mit gestilltem Wasser, welches nur vom Licht der Betrachtung beschienen sei. Der letzte Sinn, kein Schwarm, keine Leidenschaft, keine Phantasie, werde die Kammern seiner Gedanken füllen. Und man werde auch nur mehr gelehrte Schriften von ihm lesen, die nimmer von den Schmerzen dieser Welt handeln.

Frau Marianne, von der kühlen Luft seiner Rede angeweht, frug: „Dann schlägt die Türe ganz hinter dir zu?“

„Liebste, wir lasen vorhin ein Gedicht. Ich rufe dich, wenn die Türe . . . aufgeht.“

Martina war hinaus gegangen. Wie sie wieder herein kam, merkte man an ihr, gleichsam im Gegensatz zu der lichtsgebenden Gestalt, daß es dunkle. Er nahm Abschied.

Nachher frug die Tochter, warum die Mutter ihn ins Gasthaus lasse, sie habe doch das Gastzimmer gerichtet.

\* \* \*

Eine Woche lang blieb der Freund. Die guten Geister des Hauses nahmen ihn unvermerkt enger auf, als er wußte. Man ging zusammen spazieren, saß zusammen bei Tisch.

Frau Marianne scherzte: „Freund, wam wirst du ganz vom Duft der Speisen leben?“

Und wieder: „Wir essen jetzt zu dritt weniger als vorher zu zweit. Martina und ich, die Weltkinder, vertrauen sich auch nicht mehr.“

Er schöpfte.

So heimelig geworden schlief er in der dritten Nacht im Gastzimmer. Das war freundlich, mit vielem Weichen und Weißen

ausgestattet. Ueber dem Bett hing ein grausam geschnitztes Kreuz, das paßte nicht recht in den Raum und mußte für ihn hergetan sein. Im Bett liegend sah er an der jenseitigen Wand, durch den Lichtschein hindurch, auf eine Photographie Frau Mariannes. Er mußte, immer zufällig, das Bild sehen, wenn er die Augen aufschlug. Wäre es um eine Linie weiter nach links aufgehängt worden, dann hätte der Kamin den Anblick entzogen. Und das Bild schaute her, als dächte es seit Zeiten, immer, mit jedem Gedanken nur an ihn. Er erkannte, dies Gesicht war in diesen Gedanken so geworden; ein unsagbares Gefühl rührte ihn. Dann, um Mitternacht, kniete er eine Stunde lang vor dem Kreuz auf dem Boden.

Am Morgen wachte der tief Verschlafene auf. Das Bild schaute her. Aber es war Martina, im gleichen birnholzernen Rahmen am gleichen Platz. Er schloß die Lider, hob sie wieder, es war Martina. Sogar die Augen glaubte er blau zu sehen.

Nichts wagte in ihm mehr zu zweifeln. Sein Mund nannte den Namen: „Martina“.

An dem Laut hörte er, daß die Beichte der Mutter seitdem mit ihm gegangen war. Er stand auf, wusch sich und lehrte sich zu dem Bild. Es war ein Doppelrahmen, den man umklappen konnte. Beim Drehen kam Frau Marianne hervor.

Die Türe war geriegelt. Hatte er im Schlaf, im Traum den Wechsel vollbracht? Er besann sich und hängte das Zauberwerk aufgefaltet, die beiden Bilder nebeneinander, wieder an die Wand.

\* \* \*

Die Freundin wurde glücklich in diesen Tagen, ihre Wangen frischten sich auf. Man redete nicht mehr von der Trennung und vom Kloster. Der Besuch las aus älteren Dichtern vor, Goethe, Hölderlin, Novalis, Dante, nicht aus seinen Büchern.

Stoff und Maß der Gespräche lockerten sich und blieben doch in einem edlen Ring der Zurückhaltung, so daß man nur sein durchsüßte, wie eins dem andern Liebes damit tun wollte.

Onkel nannte ihn Martina, mit dem runden, mancher Möglichkeit vollen Wort, und einmal sagte sie: „Onkel Martin, jetzt könntest du deine schönste Geschichte schreiben.“

Sie schämte sich indes gleich darüber und küßte, wie sonst bei plauderhaften Entgleisungen, die Mutter.

Die Woche zerrann. Am vorletzten Morgen fand er auf Frau Mariannes Tischlein die Schrift aufgeschlagen, Lukas 22, 12: Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

Am Nachmittag ging er mit Martina in den Wald, den sie Vogelstang gekauft hatten. Es war heiter bewegte Luft, die Sonne, blauer Himmel und eilige weiße Wolken schienen durch die Bäume auf die Bank. Und Vogelstang troff gleichsam aus den Blättern herab.

Das Fräulein saß schweigend, die Hände lagen hingelegt im weißen Schoß. Er nahm die eine Hand, streichelte ihr feines Gewölbe und sagte zärtlich: „Kind!“

Nachher zeichnete sein Stock im Laub, es wurde ein „M“.

„Wie heißt's?“ frug ein Scherzwort.

Sie zögerte, dann rief sie: „Marianne“.

„Und noch etwas, das dazu gehört.“

Sie schwieg und ließ den Kopf fallen.

Er wartete, horchte ins Stille und erschrak selber an dem Spiel. Doch der Stock zeichnete, wie sich ernst besinnend, den Buchstaben noch einmal fester aus:

„Oder, es heißt Maria . . . der Inbegriff.“

Als nachher daheim die Mutter mit der Tochter allein war, sah sie diese plötzlich weinend am Fenster stehen. Sie ging hin, nahm das fassungslos gewordene Mädchen in die Arme, konnte aber nur fragen: „Du?“

Am Abend hielt Frau Marianne die Stunden munter. Nichts Trauriges durfte sich zusammen weben. Martina mußte sogar singen, und mit ritterlichem Handkuß sagte der Freund den beiden Gutenacht.

Nächsten Morgen durfte niemand mit zur Bahn. Die zwei Frauen standen nachher in der Stube, von ungefähr unter den Bildern des Fortgegangenen.